

Deutsch-Jüdische Versöhnungsarbeit Ein tanz- und dramatherapeutischer Zugang

Ursula Schorn, Berlin*

Vor elf Jahren, während ich in San Francisco lebte und am Tamalpa-Institut bei *Anna Halprin* Tanz studierte, faßte ich erstmalig den Entschluß, mich mit dem Thema Deutsch-Jüdischer Versöhnungsarbeit auseinanderzusetzen. Nach vielen Jahren einer vorsichtigen Annäherung an dieses Thema, habe ich im Sommer 1996 das erste mal als Tanz- und Psychotherapeutin (Integrative Therapie, *Petzold*) in Zusammenarbeit mit dem amerikanischen Dramatherapeuten Armand Volkas einen Workshop zum Thema Deutsch-Jüdischer Versöhnungsarbeit in San Francisco geleitet. Meine Erfahrungen, die ich während dieses Workshops machte, möchte ich in diesem Artikel einem größeren Kreis von interessierten Lesern, Tanz-, Kunst- sowie Psychotherapeuten zugänglich machen.

Deutsch-jüdische Begegnung jenseits von Sprache

Eine Begegnung ohne Sprache zwischen mir und einer Teilnehmerin eines Tanzworkshops, den *Anna Halprin* in San Francisco 1985 leitete, hatte mich damals tief berührt. Ich hatte als Assistentin die Aufgabe, durch direkten Handkontakt den TeilnehmerInnen eine angemessene Unterstützung in der Umsetzung der angeleiteten Übungen zu geben. So half ich der vor mir am Boden liegenden Frau, ihre Arme von den Schultern aus in die Senkrechte zu strecken. Unsere Blicke begegneten sich. Ich ahnte nicht, was ich in ihr an innerer Bewegung durch meinen Handkontakt ausgelöst hatte. Erst in der abschließenden Sharing-Runde teilte sie uns allen mit, daß sie das erste mal zugelassen hatte, von einem deutschen Menschen berührt

worden zu sein. Und dann erzählte sie uns, daß die Familie ihrer Mutter aus Hamburg kam und alle, bis auf ihre Mutter, in den KZs der Nazi-Zeit starben. Beim Abschiednehmen nach dem einwöchigen Workshop überreichte sie mir ein selbst geschriebenes Gedicht, in dem sie der einschneidenden und heilsamen Erfahrung unserer Begegnung einen Ausdruck gab.

Diese Begegnung hat mir die Augen geöffnet für die tiefen, leiblichen¹ Spuren, die unsere NS-Geschichte in den nachfolgenden Generationen Holocaust Überlebender bis zum heutigen Tag hinterlassen hat. Sicher war es kein Zufall, diese Erfahrung in den USA, weit weg von Deutschland, gemacht zu haben.

Der geographische Abstand zu dem Land der „Täter“, in dem die Atmosphären der Vergangenheit bis heute eingegraben sind, hilft mir, mit einer größeren Offenheit und Direktheit die eigene Geschichte zu betrachten. Diese im wahrsten Sinne „exzentrische Position“ macht es mir jetzt möglich, einen Workshop zur deutsch-jüdischen Versöhnungsarbeit anzuleiten. Die leibliche Begegnung mit dieser Frau, die Tiefe unserer Begegnung jenseits von Sprache, das innerliche Bewegt- und Berührt-Sein durch die Direktheit und Unmittelbarkeit unseres Kontaktes, hatten mir Dimensionen der Begegnung erschlossen, die ich elf Jahre später auch denen zugänglich machen möchte, die ein Bedürfnis nach Versöhnungsarbeit jenseits von Sprache für sich erschließen wollen. Versöhnung, die nicht durch verbal geäußerte Intentionen und Vorsätze, sondern durch leiblich erfahrenes Bewegt- und Berührtsein in der „leibhaftigen“ Begegnung gespürt und zum Ausdruck gebracht werden kann.

* Aus der "Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit" (Düsseldorf, Hückeswagen)

Suche nach heilenden Wegen der Versöhnung

Auf der Suche nach diesen heilenden Wegen der Begegnung zwischen Deutschen und Juden lernte ich *Armand Volkas* kennen, der in Berlin erstmalig vor fünf Jahren einen Workshop zu dem Thema deutsch-jüdischer Versöhnungsarbeit durchführte. Als Sohn von Auschwitz überlebenden Eltern hat er sich zur Aufgabe gemacht, Deutsche und Juden verschiedener europäischer Herkunftsländer zusammenzubringen, um Brücken der Verständigung zu bauen und die Wunden der Vergangenheit zu heilen. Das gemeinsame Erinnern (Ko-memorieren) und leibliche Umsetzen dieser erinnerten Szenen mit dramatherapeutischen Methoden, das In-Kontakt-Kommen mit den Opfer/Täter-Aspekten der NS-Zeit, das Suchen nach dem „Nazi in uns“ und, am Ende eines Workshops, das gemeinsame Gestalten eines Rituals der Versöhnung, waren für uns TeilnehmerInnen neue und heilsame, aber auch schmerzvolle Wege eines emotional tiefen Einsteigens in verdrängte und oft abgespaltene Erinnerungen.

Ich selber erlebte als Mitgestaltende eines öffentlich gezeigten Rituals im Jahr der 50jährigen Wiederkehr der Befreiung der KZs - u.a. waren *Ignaz Bubis* (Vorsitzender des Zentralrats der Juden in Deutschland), der Gedenkstättenleiter vom Land Brandenburg, sowie sowjetische Journalisten unter den vielen Gästen anwesend - die ungeheure heilende und versöhnende Kraft dieses Rituals, das durch die Zeugenschaft der anwesenden Zuschauer eine gesteigerte Prägnanz und Bedeutung bekam. Das Öffentlich-Machen der persönlichen Geschichte, u.a. das Nennen meines Namens und der Namen meiner Eltern, das nicht verurteilende oder anklagende, sondern offene und direkte Ansprechen der im Verborgenen gebliebenen Familiengeschichten der NS-Zeit, verlangte von uns Teilnehmern viel Mut und Überwindung. Je mehr wir in diesem Ritual mit unseren eigenen Gefühlen in Kontakt kamen und ihnen einen authentischen Ausdruck in der Sprache unseres Körpers und unserer Stimme geben konnten, desto mehr erreichten wir die

Zuschauer auf der seelischen Ebene. Selten habe ich das Zusammenspiel von Darstellenden und Zuschauern, das gegenseitige Resonieren und Korrespondieren, so deutlich spüren und leibhaftig erleben können, wie in dem Augenblick dieses Rituals.

Vorbereitungen auf den ersten gemeinsamen Workshop

Im vergangenen Jahr lud mich *Armand Volkas* ein, mit ihm zusammen einen Workshop zur deutsch-jüdischen Versöhnungsarbeit in San Francisco durchzuführen. Er erhoffte sich von der Zusammenarbeit mit mir neue Impulse für seine Arbeit durch die Einbeziehung künstlerischer Medien wie Bewegung, Tanz und Malen und versprach sich darüber hinaus von der Zusammenarbeit mit mir als „deutscher“ Psychotherapeutin eine für diesen Prozeß notwendige Repräsentation der „Täter-Seite“ im Leitungsteam. Auch für ihn war diese Konstellation neu und in ihrer Auswirkung auf die Gruppe uneinschätzbar.

Ich nahm sein Angebot der Zusammenarbeit gern an, spürte jedoch mit dem allmählichen Näherkommen des vereinbarten Termins eine wachsende innere, nicht genau zu fassende Angst und Unsicherheit vor meiner Aufgabe als „deutscher“ Therapeutin in einer deutsch-jüdischen Gruppe.

Über viele Wochen und Monate bereitete ich mich auf dieses Wochenende vor. Ich befaßte mich mit Zeitdokumenten, die mir das Dritte Reich, insbesondere die Judenverfolgung, in Schilderungen Überlebender, z.B. Tagebuchaufzeichnungen, Erzählungen, Bilddokumenten, Gedichten, musikalischen Kompositionen und Filmen greifbar und emotional lebendig vor Augen führten. Immer wieder mußte ich mich überwinden, diese erschütternden Dokumente zu lesen, zu hören und anzuschauen. Bilder verfolgten mich in meinen Träumen. Ich bekam einen veränderten Blick für mein alltägliches Berliner Umfeld, in dem die NS Vergangenheit

in der Architektur der Stadt so greifbar anwesend ist. Ich mußte mich mit meiner eigenen Biographie - ich wurde 1942 geboren - und der Geschichte meiner Familie auseinandersetzen. Je genauer ich hinschaute, desto erschrockener wurde ich über das Bild, das hinter dem Schleier des Unausgesprochenen, Verschwiegenen, Versteckten sichtbar wurde. Familiäre Atmosphären, die ich bis dahin als typisch und unverwechselbar für meine Familie angesehen hatte, erkannte ich in ihnen durch die NS-Zeit geprägten Strukturen. Ich spürte eine nie vorher dagewesene ohnmächtige Wut über das Schweigen meiner Eltern, das Verschweigen ihrer eigenen Gefühle zur Verarbeitung ihrer eigenen passiven oder aktiven Rollen, die sie während der NS-Zeit gespielt hatten. Der Tod meiner Eltern, das Nicht-mehr-fragen-Können, wurde mir in seiner Endgültigkeit neu bewußt. Gleichzeitig erkannte ich die Chance, noch lebende Zeitzeugen zu ihren Erinnerungen zu befragen, um das Verhalten meiner eigenen Eltern, der weiteren Familie und meine eigenen biographischen Wurzeln besser verstehen und begreifen zu können (Petzold, 1996).

Für die Durchführung dieses Workshops wählten wir ein „Retreat-Center“, das sich am Fuße des Mt. Tamalpais im Norden von San Francisco befindet. Ein großes Haus stand uns zur Verfügung, umgeben von einem Park, an den sich ein großes Naturschutzgebiet anschließt. Gruppenarbeit in großen, atmosphärisch warmen und wohnlichen Räumen, sowie im Freien war möglich. Ein aus gemütlichen Sesseln gebildeter Kreis wurde zum Ort des Gesprächs und der Sammlung für die Gruppe. Die Ruhe und Ungestörtheit durch die Abgelegenheit dieses Ortes erwies sich als ein hilfreicher Schutzfaktor für den Gruppenprozeß, der von allen Anwesenden viel seelische Kraft und Mut im Öffnen gegenüber dem mit Schmerzen verbundenen Thema deutsch-jüdischer Begegnung forderte.

Gibt es eine „deutsch-jüdische“ Begegnung?

Bewußt sprachen wir mit unserer Workshop-Beschreibung die zweite Generation Holocaust überlebender Eltern, sowie die „Kinder“ von NS-Tätern an, um einen annähernd gleichen Grad von Betroffenheit voraussetzen zu können. Es kamen acht deutsche TeilnehmerInnen, die bis auf eine Ausnahme seit vielen Jahren in den USA leben und sieben jüdische TeilnehmerInnen, deren Eltern aus verschiedensten europäischen Ländern (vor allem Polen, Ukraine, Niederlande, Litauen) nach Amerika oder Israel ausgewandert waren. Unter insgesamt 14 Frauen befand sich ein männlicher Teilnehmer, dessen deutsch-jüdische Eltern mit ihm als dreijährigem Kind „rechtzeitig“ Berlin verlassen konnten.

Die Komplexität der biographischen Hintergründe derjenigen, die sich für diese Gruppe angemeldet hatten, ließ eine Gegenüberstellung der deutschen und jüdischen Seite korrekterweise nicht zu. Denn es gab mehrere Teilnehmer, deren Eltern zur Zeit des Dritten Reiches in Deutschland gelebt hatten. Sie waren deutsche Juden, die ihre Identität als Deutsche durch die Rassengesetze der NS-Zeit verloren hatten. Die leidgeprägten Spuren familiärer Geschichte zeigten sich in den Biographien der Teilnehmerinnen vor dem Hintergrund dieser Geschichte in ihrer unbegreiflichen Verzerrtheit, die jeweils das Deutsch-Sein oder Jüdisch-Sein in den Vordergrund rückte.

So kam z.B. eine ca. 60jährige Frau, die in den 30iger Jahren in Ostpreussen geboren wurde, mit ihrer Tochter, deren deutsch-jüdischer Vater ein Zwangsarbeitslager der NS-Zeit überlebte. Mutter und Tochter saßen sich in der Begegnung dieser Gruppe gegenüber wie „Opfer und Täter“, als suchten sie neue Wege einer gegenseitigen Annäherung. Und der in Berlin geborene Teilnehmer, der Deutschland als dreijähriges Kind verließ, fühlte sich mehr deutsch als jüdisch.

Auch wenn grundsätzlich nicht von einer „deutsch-jüdischen“ Begegnung gesprochen

werden kann, so werde ich doch weiterhin in der Darstellung dieser Workshop-Erfahrungen die Komplexität der zwischenmenschlichen Begegnungen dieser Gruppe auf die Begriffe „deutsch/jüdisch“ reduzieren. Denn dies ist das übergeordnete Thema, das diese Gruppe an diesem Ort zusammengeführt hat und das sich erst allmählich durch den Kontakt untereinander und die therapeutischen Prozesse in ihrer Vielschichtigkeit ausdifferenzierte. Ich hoffe in diesem Punkt auf die Nachsicht und das Verständnis kritischer Leser.

Die Vielschichtigkeit meiner Rolle als Leiterin

Der Workshop begann zur verabredeten Zeit. Fünfzehn TeilnehmerInnen kamen an den von uns gewählten Ort. Nun saß ich dieser Gruppe gegenüber. Ich war mir der Vielschichtigkeit meiner Rollen bewußt, die ich „auf der Bühne“ dieses Workshops spielen würde, wenn ich auch zu Beginn des dreitägigen Prozesses nicht ermessen konnte, wie ich den Balanceakt zwischen dem „Deutsch-Sein“ und „Therapeutin-Sein“ meistern würde. Ich spürte mit dem Betreten des Gruppenraumes den schwankenden Boden unter meinen Füßen. Würden mich die jüdischen TeilnehmerInnen als Therapeutin akzeptieren? Und wie würde sich mein Kontakt zu den deutschen TeilnehmerInnen gestalten? Daß auch diese deutsch/deutsche Begegnung zwischen mir und den TeilnehmerInnen sich als komplex und problematisch herausstellen sollte, hatte ich nicht erwartet. Offenbar löste ich durch meinen deutschen Akzent nicht nur in den jüdischen TeilnehmerInnen schmerzliche Assoziationen aus, sondern auch in den deutschen TeilnehmerInnen. Meine Sprechweise reaktivierte Erinnerungen an ihre eigene biographische Herkunft, die sie nach eigenen Aussagen bewußt oder unbewußt seit vielen Jahren zu verbergen versuchten.

Wie konnte ich das Vertrauen dieser Gruppe gewinnen? Denn ohne Vertrauen würde ich als

Therapeutin niemals handeln können. Ich spürte die Exponiertheit meiner Position als Repräsentantin der „Täter“-Seite, die in mir ein hohes Maß an innerer Verletzbarkeit entstehen ließ. Eine ungeahnte Vielschichtigkeit von Emotionen und Projektionen wirkte auf mich ein, die ich erst allmählich erfassen und in ihren ursächlichen Verknüpfungen entschlüsseln konnte. Ich brauchte Zeit und immer wieder den notwendigen inneren Abstand zur Komplexität dieser Gruppe, um meinen eigenen inneren Ort der Betroffenheit unter all den Schichten interpersonaler Bezogenheit spüren zu können.

Aus der Betroffenheit heraus handeln

Bewußt bat ich *Armand Volkas*, den Einstieg in die Vorstellungsrunde zu leiten. Ich wollte mich, zunächst im Hintergrund verweilend, vor zu viel negativen Übertragungen schützen und mir selbst den Raum und die Zeit geben, auch innerlich an diesem Ort anzukommen. Meine innere „Zentriertheit“, die ich aufgrund meiner emotionalen Angespanntheit in der unmittelbaren Konfrontation mit dieser Gruppe verloren hatte, gewann ich erst wieder, als die Reihe an mir war zu berichten, was mich zu diesem Ort geführt hatte. Ich schilderte meine „sprachlose“ Begegnung mit der jüdischen Teilnehmerin des Tanzworkshops und war plötzlich - wie vor elf Jahren - tief berührt und den Tränen nah. Ein betroffenes Schweigen der aufmerksam zuhörenden TeilnehmerInnen knüpfte ein erstes emotionales Band zwischen ihnen und mir. Als Deutsche nicht berührt werden zu wollen - denn dies war die hinter der geschilderten Begegnung verborgene Botschaft - mit meinem deutschen Akzent nicht gehört werden zu wollen - auch diese Rückmeldung mußte ich lernen zu akzeptieren - diese leiblichen Dimensionen unserer 50 Jahre zurückliegenden Geschichte hatten mich in diesem Augenblick zutiefst erschüttert. Ich erlebte eine Betroffenheit, die mich sprachlos machte, die es nicht zuließ, die „Rolle“ der Therapeutin zu „spielen“. Diese Situation for-

derte von mir, eine authentische Form der Anwesenheit auf zwei Ebenen zu finden: der Zentriertheit im Spüren meiner eigenen Gefühle und der inneren Distanz im Wahrnehmen des Gruppengeschehens.²

Glücklicherweise war ich in meiner Aufgabe als Leiterin dieser Gruppe nicht allein. Neben mir saß *Armand Volkas*, der seine eigene Geschichte als Kind Auschwitz überlebender Eltern über viele Jahre bearbeitet hat. Seine in sich ruhende Präsenz gab mir in dieser Anfangssituation einen notwendigen Schutz, verbunden mit der Gewißheit, mich an seiner Seite sicher und kollegial unterstützt zu fühlen.

Erst allmählich konnte ich meinen eigenen Boden unter den Füßen zurückgewinnen. Mein von mir nicht beabsichtigtes emotionales Öffnen³ zu Beginn des Workshops hatte unerwarteterweise das Eis gebrochen zwischen mir und der Gruppe. Ich war leiblich, d.h. mit Körper, Geist und Seele, an diesem Ort angekommen. Der Kontakt zu mir selber, meiner inneren emotionalen Betroffenheit, hatte den Kontakt zur Gruppe entstehen lassen. Mein eigener, innerer Schmerz war für alle sichtbar und spürbar geworden.

Ein bewegter Einstieg „jenseits von Sprache“

Ich war schließlich - dank der Zeit, die mir zur emotionalen Orientierung und Zentrierung gegeben wurde - nach der Vorstellungsrunde in der Lage, den von uns gemeinsam geplanten Einstieg in die Gruppenarbeit anzuleiten, der über die Bewegung den Gruppenkontakt entstehen lassen sollte. Das Sich-Vorstellen mit einer Bewegung als Ausdruck der momentanen Befindlichkeit, das spielerische Variieren der Bewegungen im Parameter der Zeit, des Raumes und der Kraft, die zunehmende Einbeziehung des ganzen Körpers, des Atems und der Stimme ließ eine bewegte, heitere Lebendigkeit entstehen, die die Tragfähigkeit des Gruppenbodens und die Zusammengehörigkeit untereinander wachsen ließ. Das körperliche

Aufwärmen schloß das emotionale sich Auflockern und Aufwärmen mit ein. Es wurde gelacht, zufällige Berührungen und Begegnungen entstanden, die aus dem Augenblick geboren wurden. Die Geschichte jedes Einzelnen mit ihren belastenden Schmerzen konnte für diese Sequenz in den Hintergrund treten. Die leibliche Präsenz der hier anwesenden Gruppe in all ihren möglichen Stimmungen und Dynamiken wurde aktualisiert und in ihrer Vielfarbigkeit erlebbar.

Die Reise zu den inneren Bildern

Eine Ruhephase schloß sich an diese aktive Bewegungsphase an, die durch eine Entspannungsübung eingeleitet wurde. In der Zentrierung auf die Mitte des Körpers, dem Erspüren des Atems unter den Händen, die sich auf die Mitte legten, wurde in einer gelenkten Phantasiereise das „innere Auge“ geöffnet im Sehen und Erkennen des „inneren Bildes“, das jeder an diesen Ort, zu diesem Workshop mitgebracht hat. Diese aktive Imagination⁴ führte schließlich zum Malen dieses inneren Bildes, das über den kreativen Ausdruck in Farben und Formen und dem kreativen, assoziativen Schreiben sichtbar und mitteilbar wurde.

Dieser Weg nach „innen“ gab jedem die Möglichkeit, mit unbewußten Ebenen der eigenen, oft verborgenen persönlichen Fragestellung - „Was bringe ich mit an diesen Ort?“ - in Kontakt zu kommen. Denn Bilder sprechen die Sprache des Un- und Vorbewußten, die Sprache der Seele. Sie sind der Schlüssel zu dem „Raum jenseits von Sprache“, in dem die Begegnung ihren Ausgangspunkt nehmen sollte.

Diese Zentrierung auf die eigene Mitte, den inneren, subjektiven Bezugspunkt zu dem Thema dieser Gruppe, hatte darüber hinaus die Intention, dem zu erwartenden intensiven Gruppenprozeß, der Gefahr von Überflutung von außen durch belastende Gefühle und Bilder der Vergangenheit, einen notwendigen inneren Ort der Bezogenheit polar gegenüberzustellen.

Die gemalten Bilder wurden im großen Kreis gezeigt und von jedem einzelnen mit wenigen Worten kommentiert. Wichtig war mir zu dem Zeitpunkt des Gruppenprozesses, den Schutz jedes Einzelnen vor jeglichen Interpretationen oder gar Bewertungen von außen zu gewährleisten. Durch ein stilles Betrachten dieser Bilder hatte jeder Zeit, diese auf sich wirken zu lassen.

Jeder wählte sich schließlich drei TeilnehmerInnen, deren Bilder eine besondere Anziehungskraft auf sie auslösten. In diesen Gruppen, die sich nach einer kurzen Entscheidungsphase bildeten, konnte in einem relativ geschützten, kleinen Kreis ein Sharing beginnen, durch das ein Kontakt auf einer tieferen, emotionalen Ebene entstand. Ein Kommunizieren durch und mit den Bildern, die Farben und Symbole, erleichterte sichtbar und hörbar das Sich-Mitteilen unter den TeilnehmerInnen.

Diese Kleingruppenarbeit ermöglichte mir, aus einer beobachtenden, vor Übertragungen geschützten Position einen ersten Eindruck von den Einzelnen und der Gruppe als Ganzem zu gewinnen. Gleichzeitig gab mir diese Sharing-Phase in den Kleingruppen die notwendige Zeit, um den nächsten Schritt dieses Gruppenprozesses zu überdenken und einzuleiten. Denn die ursprünglichen Planungen, nicht nur dieser Sequenz, mußten ständig revidiert und in Korrespondenz mit dem Gruppenprozeß neu überdacht und verändert werden. Während des ganzen Wochenendes sollte es immer wieder unerwartete, nicht einschätzbare Situationen geben, die von uns Therapeuten einen hohen Grad an Flexibilität im Resonieren auf die Prozesse Einzelner und der gesamten Gruppe forderte.

Brücken bauen im Tanz

In der Weiterentwicklung dieses ersten Erfahrungsprozesses, der schließlich das Ziel verfolgte, zu einer „leiblichen“ Identifizierung mit den inneren Bildern in dem Bewegungsausdruck zu kommen, schloß sich an diesen

sprachlichen Austausch in der Kleingruppe eine Bewegungssequenz an. Das Bild wurde zunächst in einen körpersprachlichen Ausdruck einer Geste übertragen, die zunehmend den ganzen Körper mit einbezog. Jede Geste wurde schließlich zu einem Baustein einer gemeinsam entwickelten Bewegungssequenz, die einem sich herauskristallisierenden Thema als „gemeinsamem Nenner“ der jeweiligen Gruppe eine „Gestalt“ gab. Durch diese Gruppenaufgabe entstand ein intensiver und lebendiger Austausch, durch den im gemeinsamen, „leibhaftigen“ Handeln erste symbolische Brücken unter den TeilnehmerInnen gebaut werden konnten.

Das abschließende Darstellen dieses kreativen Ergebnisses vor der Gesamtgruppe wurde durch den Bühnencharakter dieser ersten Performance und die konzentrierte Aufmerksamkeit der anwesenden „Zeugen“ zu einer prägnanten Erfahrung für alle aktiv und passiv Beteiligten. Die durchgängige Erfahrung der Wertschätzung eigener Ausdruckskraft und Kreativität, geschützt durch die Einbettung in die jeweilige Kleingruppe, aber auch der hier bereits deutlich werdenden tiefen Betroffenheit einzelner TeilnehmerInnen durch die in den Performances angesprochenen und leiblich ausgedrückten Themen, ermöglichte ein In-Kontakt-Kommen untereinander und ein unmittelbares In-Kontakt-Kommen mit dem eigenen, sowie dem Gruppenthema. Symbolische Brücken von einer Geste zur anderen, einem Bild zum anderen wurden gebaut.

Die gemalten Bilder, die zu Beginn dieser Sequenz vor jedem Teilnehmer lagen, fanden in der Gestaltung dieser Performances ihren „sinnbringenden“ Ort. Wie ein Mosaik fügten sie sich zu einer neuen Gestalt zusammen. Jeder Teilnehmer hatte seinen symbolischen Ort in der Gruppe gefunden. Jedes Bild, jede Gestik war in ihrer unverwechselbaren Qualität für den gesamten Gruppenprozeß von Bedeutung. Das, was zwischen den Gesten entstand - die Verbindungen und Übergänge, die wortlosen Korrespondenzen - schuf einen Konsens, einen

übergeordneten Sinn, an dem jedes Gruppenmitglied partizipierte. Das Medium des Tanzes wurde in diesem Prozeß zur symbolischen Botschaft, die unausgesprochen wirksam war.⁶

Durch diese aktive Gestaltungsphase war am Ende des ersten Tages die Angst vor dem Einstieg in dieses Wochenende deutlich verringert. Die traumatischen Bilder verloren ihre Macht durch die Identifizierung mit ihnen in der Bewegungsaktion. Nicht die Bilder beherrschten den Einzelnen (als Alptraum), sondern jeder konnte sie tanzend „beherrschen“, indem er sich mit ihnen leiblich identifizierte. Damit wurde ein Grundsatz tanztherapeutischer Arbeit erfahrbar.

Die Atmosphäre in dem Gruppenraum fühlte sich am Ende dieser Gestaltungssequenz aufgewärmt, lebendig, „vielfarbig“ und offen an.⁷ Der Gruppenboden hatte spürbar an Tragfähigkeit zugenommen. Und das war das von mir angestrebte primäre Ziel dieser Sequenz. Denn - so war meine Überlegung - für das emotionale Einsteigen in die Tiefen einer deutsch-jüdischen Begegnung, das Ko-memorieren und Reaktivieren von verborgenen, schmerzvollen Erinnerungen und Bildern, brauchten wir viel Sicherheit gebenden Boden unter den Füßen, viel gegenseitiges Vertrauen und gegenseitige Wertschätzung. Ohne diesen Boden würden wir nicht innerhalb einer so kurz bemessenen Zeit in die Tiefe des Themas, unseres „gemeinsamen Nenners“, einsteigen können.

Das Gefühl von Stolz über die kreative Leistung der einzelnen Gruppen, die mit Applaus beantwortet wurden, sowie das Gefühl von Gesehenwerden in dem eigenen Schmerz, der durch die Gestaltung „begreifbar“ und mit einem betroffenen Schweigen der anwesenden Zeugen beantwortet wurde, bildeten den Resonanzboden dieser ersten Erfahrungssequenz.

Noch am selben Abend entwickelte sich aus den in den Performances angesprochenen Themen eine Einzelarbeit, die *A. Volkas* mit dramatherapeutischen Methoden gestaltete. Die Bereitschaft der von dem Protagonisten angesprochenen „Mitspieler“, in die verschiedenen Rol-

len der hier dargestellten Szenen einzusteigen und die aufmerksame Präsenz und das emotionale und empathische Beteiligtsein an diesem Prozeß, waren aus meiner Sicht eine Bestätigung meiner Wahrnehmung der gewachsenen Tragfähigkeit des Gruppenbodens und des gewachsenen gegenseitigen Vertrauens.

Den anderen in seinem Schmerz erleben - der Beginn der Versöhnungsarbeit

Unsere Aufforderung an die TeilnehmerInnen noch vor Beginn des Wochenendes, ein Objekt der Erinnerung an die Zeit des Holocaust und die NS-Zeit mitzubringen, rückte die Vergangenheit spürbar in die Gegenwart dieser Gruppe. An diese Objekte knüpften sich Erzählungen, die eine Flut von Emotionen unter den Gruppenmitgliedern auslösten: Steine und Teile des Elektrozaunes aus Auschwitz, Photos von Großfamilien mit nur einer überlebenden Mutter oder Vater, Einweisungsdokumente in die KZs mit den zu Nummern gewordenen Eltern, Entlassungsurkunden jüdischer Familienmitglieder aus angesehenen „deutschen“ Positionen - sie alle lagen schließlich wie Opfergaben ausgebreitet auf einem großen Tisch, der zum Altar der Erinnerung wurde. Kerzen wurden angezündet und wir alle standen und hörten den nicht endenwollenden Geschichten mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Der Wunsch zuzuhören, gemeinsam zu erinnern, zu erzählen und sich gegenseitig zu trösten in dem wachwerdenden Schmerz, war überwältigend groß.

So zeigte uns ein Teilnehmer die deutschen Pässe seiner Eltern mit dem großen, roten „J“ und dem lebensrettenden Visum nach England. Das buchstäbliche „Begreifen“ dieser Pässe löste in einer Frau, deren Mutter als einzige der Familie Auschwitz überlebte, eine tiefe Erschütterung aus. In erstarrter Haltung, den Kopf zurückgeworfen, die Augen an die Zimmerdecke gerichtet, verharrte sie. Sie konnte die greifbare gewordene Vergangenheit ihrer Eltern-

generation, die durch die Objekte in diese Gruppe getragen wurde, nicht mehr länger ertragen. Ein Bild, das sie plötzlich mit Angst überflutete, zog sie wie ein Sog in die Dunkelheit von Auschwitz zurück, hin zu der Familie ihrer Mutter, die alle in der Gaskammer starben. Ihre Mutter - so erzählte sie uns später - wurde als einzige ihrer großen Familie nach „rechts“ ausselektiert. Bei ihrem verzweifelten Versuch, mit der Familie sterben zu wollen, wurde sie gewaltsam zurückgeschlagen. Sie mußte leben.

Diese Tochter, die sich 50 Jahre später an diesem Ort mit der Geschichte ihrer Mutter auseinandersetzt, trägt das traumatische Bild ihrer Mutter wie ein bitteres Erbe bis heute in sich. Ich begleitete sie auf ihr Zimmer und versuchte, sie behutsam wieder in die Gegenwart zurückzuholen. Ganz allmählich, in kleinen Schritten, konnte ich sie auf ihrem imaginären Weg begleiten - weg von Auschwitz - an diesen Ort, in die Realität dieser Gruppe zurück. Mein Versprechen, sie in diesem Moment lähmender, paranoider Angst nicht zu verlassen, bei ihr zu bleiben, ihre Hand zu halten, gab ihr die notwendige Sicherheit und den notwendigen Schutz, um wieder in die Gruppe zurückkehren zu können. Zunächst im Hintergrund sitzend, näherte sie sich allmählich wieder den anderen TeilnehmerInnen und konnte uns später berichten, wie wichtig und heilsam für sie diese Erfahrung der sicheren „Wegbegleitung“ zurück an diesen Ort gewesen ist.

Meine Begegnung mit dieser Frau in der therapeutischen Begleitung hat in mir tiefe emotionale Spuren hinterlassen. Selten in meinem Leben war ich der Erfahrung von Auschwitz emotional so nah wie in diesem Moment. Auch ich brauchte meine Zeit, wieder zur Realität dieser Gruppe zurückzukehren.

Nicht nur die jüdischen TeilnehmerInnen, sondern auch die deutschen hatten eine Fülle von schmerzvollen Erinnerungen der Kriegs- und Nachkriegszeit mitzuteilen. Flucht, Angst, Kälte, Hunger und Tod zeichneten die frühen Lebensgeschichten vor allem der TeilnehmerInnen aus, die vor oder während des Krieges in

Deutschland geboren wurden und noch lebendige Erinnerungen an diese Zeit hatten. Die jüdischen TeilnehmerInnen wurden Zeugen dieser schmerzvollen Erinnerungen in den „Kindern der Täterseite“.

Ich ahnte zu dem Zeitpunkt nicht, daß dieses gegenseitige Zuhören, das Erleben des Schmerzes in dem Anderen, bereits der Beginn der gegenseitigen Annäherung und Versöhnung war. Nicht das Bekenntnis der Deutschen von Schuld, oder Aussagen wie „verzeiht uns“, waren Schritte zur Versöhnung. Das Mitteilen der Leiden unter dem Krieg und seinen Folgen, unter der Last des emotionalen Erbes der NS-Zeit, waren einschneidende Erlebnisse für die jüdischen TeilnehmerInnen, die zum großen Teil das erste mal Zeugen eines solchen emotionalen Öffnens waren. Die Bereitschaft zur Versöhnung mit der Seite der „Täter“- und dies wurde im verbalen Austausch viel später deutlich - ist in diesen Momenten gewachsen.

Unsere Tränen haben die gleiche Farbe

So konnte eine israelische Teilnehmerin, deren Mutter mehrere Jahre allein im Versteck die Grauen der NS-Zeit in Polen überlebt hatte, ihre ursprüngliche Aussage am Anfang des Workshops gegenüber den Deutschen grundlegend revidieren. Am ersten Tag sagte sie in einer mich erschreckenden Offenheit: „Ich will mich nicht mit euch versöhnen. Ich will und kann euch nicht vergeben. Ich hasse euch Deutschen.“ Und sie malte ein dunkles, aggressives Bild und schrieb diese Sätze groß auf das Blatt.

Am letzten Tag gab dieselbe Frau ihrem mit wenigen, farbigen Strichen gemalten Bild den Titel: „Unsere Tränen haben die gleiche Farbe“. Die tanzende Figur, die sie malte, hatte einen Kopf, der sich weinend nach rechts und weinend nach links neigte. Die Tränen flossen zusammen, aus zwei Richtungen kommend, zu einem gemeinsamen Tränenstrom.

Sie nahm meinen spontanen Vorschlag auf, dieses Bild in einen Tanz zu übersetzen: Ihre Arme

streckten sich nach rechts und dann nach links, eine schwingende, fast wiegende Armbewegung entstand - ihr Kopf neigte sich abwechselnd nach rechts und nach links - in der Mitte zwischen den Tränen der rechten und der linken Seite, fand sie schließlich in der Ruheposition ihren neuen Ort, der beide Seiten zentrierend miteinander verband. Sie beendete den Tanz mit den Worten: „Ich kann meinen Haß gegenüber euch Deutschen loslassen“. Ein bewegender Moment tief empfundener und leiblich ausgedrückter Versöhnungsbereitschaft.

Der Tanz dieser Frau hatte die Qualität eines Rituals, das zum abschließenden Ritual für die gesamte Gruppe wurde.⁸ Nicht nur das ursprüngliche persönliche Thema dieser Frau - „Ich will euch nicht verzeihen“ - zeigte sich in seiner Verwandlung. Auch das Thema der gesamten Gruppe „Suche nach Wegen der Versöhnung“ fand in diesem Tanz eine symbolische Antwort. „Unsere Tränen haben die gleiche Farbe“ wurde zum Schlüsselsatz der Versöhnungsarbeit dieser Gruppe, die tief bewegt und innerlich berührt Zeuge dieses Tanzes wurde. Die Klarheit in der symbolischen Gestaltung der Bewegungen, die lebendige Verkörperung des Bildes in diesem Tanz, der die ursprünglich unvereinbaren „Fronten“ miteinander zu einer neuen „Gestalt“, einem neuen Ganzen verband, waren überzeugender Ausdruck dafür, daß in dieser Gruppe ein heilender, die Fronten versöhnender Weg der Annäherung gefunden wurde.

Unsere ursprüngliche Idee, dieses Wochenende mit einem gemeinsam gestalteten Ritual abzuschließen - ich hatte viele „Ideen“ abrufbereit in meinem Kopf - hatte sich unerwarteterweise in diesem spontan entstandenen Tanz realisiert. Und nur in dieser authentischen Form, als nicht-inszeniertes Ereignis, war der Gestaltungsprozeß glaubwürdig und konnte seine heilende Wirkung entfalten. Das Nichtplanbare hatte sich in diesem Tanz seinen eigenen Weg gesucht.

Einsicht in die Verwandlung

Der dreitägige Prozeß gemeinsamer Wegsuche schloß für alle ab mit einer Visualisierungsaufgabe. In einer entspannten Haltung, ausruhend auf dem „Gruppenboden“, lenkte ich - wie zu Beginn des Wochenendes - das innere Auge an den leiblichen Ort der Mitte, auf die sich die Hände legten. In der Sammlung unter den eigenen Händen konnte jeder seinen Atem spüren, der eine Verbindung zwischen den Händen und der Mitte des Leibes herstellte. Das innere Auge wurde in den Innenraum der Mitte gelenkt, um das Bild zu erkennen, das sich hier „einverleibt“ hatte und das jeder von dieser Gruppenerfahrung mitnehmen würde.

Das Bild wurde gemalt. Es konnte ein Satz, ein Gedicht, eine Geschichte dazu geschrieben werden. Schließlich wurde das erste Bild, das am Anfang des Workshops nach einer ähnlichen Anleitung gemalt wurde, dem letzten Bild vergleichend zugeordnet mit der Fragestellung: „Was hat sich durch diesen Gruppenprozeß verändert? Was ist neu hinzugekommen? Was ist in den Vorder- oder Hintergrund getreten? Was ist die stärkste Botschaft dieser Bilder und damit dieses Prozesses, der nun zum Abschluß kommt?“

Ein langes Sharing und aufmerksames Mitteilen jedes einzelnen schloß sich dieser stillen, meditativen Phase der eigenen Bildbetrachtung an. Die Botschaften vieler Bilder waren in ihrer symbolischen Antwort auf die gestellten Fragen offensichtlich, so daß nur wenig gesprochen, vor allem „geschaut“ wurde. Sie wurden zu einem Gefäß, in dem sich die vielschichtigen Erfahrungen dieses Wochenendes sammeln konnten. In ihrer symbolischen Sprache konnten die oft unaussprechlichen, sprachlich nicht faßbaren Erfahrungen sichtbar und einsichtig werden. Offene Gestalten konnten sich teilweise mühelos schließen. Nicht Verstandenes bekam durch den Vergleich der Bilder untereinander eine unerwartete Antwort. Neu entdeckte Farben und Symbole, die im zweiten Bild sichtbar wurden, lösten Staunen über nicht ge-

ahnte Dimensionen eigener Ausdruckskraft aus, die aus der Begegnung mit der Gruppe und der Konfrontation mit dem Schmerz dieses Gruppenthemas deutsch-jüdischer Versöhnungsarbeit entstanden war.

Die Bilder waren Zeugen der gemeinsam begangenen Wegstrecke. Begegnung und Versöhnung - dies wurde allen TeilnehmerInnen des Wochenendes und uns Leitern klar - sucht sich ihre eigenen Wege im Raum jenseits von Sprache, die den gesamten Leib als Körper, Geist und Seele einschließt: Den Leib, der in der Bewegung innerlich bewegt, der in der Berührung innerlich berührt und der zum Resonanzboden zwischenmenschlicher Begegnung wird, die im sprachlosen Raum Unausprechliches erlebbar und erfahrbar macht. In der Öffnung unserer leiblichen Sinne nach innen und außen liegt der Anfang zur Verwandlung - der Beginn zwischenmenschlicher Versöhnungsarbeit.

Zusammenfassung

In der Zusammenarbeit des amerikanischen Dramatherapeuten *Armand Volkas* (San Francisco), Sohn Auschwitz überlebender Eltern, und *Ursula Schorn*, Integrative Tanz- und Psychotherapeutin (Berlin), entwickelte sich ein Zugang zur Frage der deutsch-jüdischen Versöhnungsarbeit, der den Weg leiblicher Begegnung durch die Einbeziehung kreativer Medien sowie dramatherapeutischer Methoden sucht.

Nicht allein verbaler Austausch, sondern Begegnung im sprachlosen Raum kreativer Gestaltung durch Bewegung, Malen und szenische Arbeit, kann die leiblichen Spuren der Geschichte erfahrbar und begreifbar machen, die der Sprachlosigkeit angesichts der unfaßbaren Erfahrungen des Dritten Reiches einen sichtbaren und leiblich spürbaren Ausdruck zu geben vermag. In gemeinsamen Gestaltungsprozessen werden symbolische Brücken der Begegnung gebaut, die eine vorsichtige gegen-

seitige Annäherung im sprachlosen Raum möglich machen.

Der Integrative Ansatz sowie *Anna Halprin's "Life-Art-Process"* und die Dramatherapie sind integraler Bestandteil des hier dargestellten therapeutischen Zugangs zur deutsch-jüdischen Versöhnungsarbeit, die sich in ihrer Zielvorstellung (gibt es Versöhnung?) immer wieder neu definieren muß.

Der Artikel versucht einen Einblick zu geben in die Komplexität therapeutischen Handelns aus der Sicht der "Täterposition", die in ihrer vielschichtigen "Resonanz" transparent und mitteilbar gemacht wird.

Summary

Armand Volkas, drama therapist (San Francisco), who is the son of Holocaust survivors, and *Ursula Schorn*, dance-psychotherapist (Berlin) developed German-Jewish encounter work which integrates the creative Expression through drama work, movement, drawing and ritual. By including the creative arts in working with the theme of German-Jewish encounter an expression beyond words can happen which allows for the hidden feelings and images to be experienced and shared. Creative tasks of co-creation among group members transform into processes of "building bridges" which lead unknown and unexpected nonverbal encounters, expressed and performed in rituals.

In this article *Ursula Schorn* presents her experience as co-leader and discusses what it meant for her as a German woman to be in the role of a therapist and at the same time have to deal with the emotions caused by memories of her own family history. The challenge to provide safety and trust in making contact to both Germans and Jews makes it necessary to carefully balance the complexity of personal and collective layers of feelings, memories and the need for a profound healing.

Anmerkungen

1 Der Leib wird in der Integrativen Therapie als totales Sinnesorgan verstanden, das die körperliche, seelische und geistige Dimension des Menschen im sozialen und ökologischen Umfeld umfaßt. (H. Petzold, Integrative Therapie, 1993)

2 H. Petzold spricht von der „Zentriertheit in exzentrischer Position“, die von jedem Therapeuten gefordert wird. (Modelle der Gruppe Bd. 1 u. 2., Junfermann, Paderborn 1986)

3 Die Integrative Therapie spricht von Selektiver Offenheit, der prozeßorientiert Wahlmöglichkeiten für die therapeutische Haltung offen läßt. In dem Moment blieb mir keine „Wahl“ (Petzold, 1980).

4 „Eine aktive Imagination ist eine aktive Hervorbringung innerer Bilder. Der Imaginierende konzentriert sich auf ein seelisches Phä-

nomen, nachdem er sich „leer“ gemacht hat.“ (Ammann, 1978)

5 Anna Halprin spricht im Zusammenhang einer Performance nicht von dem „Zuschauer“, sondern dem „witness“, der Partizipierender eines ihn in gleicher Weise wie den Performer betreffenden Prozesses ist.

6 Der erkenntnistheoretische Ansatz der Integrativen Therapie betrachtet Sinnfindung als Ko-respondenzprozeß, der Begegnung im ganzheitlichen Sinne umfaßt. (Petzold, 1993)

7 Atmosphären werden syn-ästhetisch, d.h. im Zusammenspiel aller Sinne, wahrgenommen und gelten als vorsprachliche Form des Verstehens. (Petzold, Integrative Therapie Bd. 2, 1993)

8 Anna Halprin spricht von dem Ritual als handelnder Auseinandersetzung mit den Lebensfragen, die eine Gruppe miteinander verbinden. Ziel des Rituals ist Konfrontation und Transformation.

Literatur

Halprin, Anna, Moving towards life. Wesleyan University Press 1995

Petzold, Hilarion, Die Rolle des Therapeuten. Junfermann Verlag, Paderborn, 1980

Petzold, Hilarion, Integrative Therapie, Bd. 1 u. 2, Junfermann Verlag, Paderborn 1993

Petzold, Hilarion, Identitätsvernichtung und Identitätsarbeit, *Intergrative Therapie* 4(1996)

Autorin:

Ursula Schorn
Drakestr. 10 a
12205 Berlin